

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Lena

## Pena

Novelle von R. Silvanus

(Nachdr. verb.)

Wo der Fluß gemächlich durch das ebene Land zieht, liegt eine Stadt. Sie ist klein, und das Rechteck, in dem die alte Feste einst gebaut wurde, zählt wohl noch keiner Seite hin mehr als dreihundert Schritt. Aber trotzdem spielte sie früher in vielen Kämpfen und Fehden eine rühmliche Rolle, und mancher Kriegsturm hat sich damals an den festen Mauern wirkungslos gebrochen.

Diese Mauern haben die Jahrhunderte überdauert und stehen auch heute noch unerschüttert da. Auch der Stadtgraben zieht sich noch, wie früher, zu ihren Füßen hin, nur dient er heute anderen Zwecken. Hier blühen im Mai die Apfelbäume, und wenn der Wind dann von Westen kommt, trägt er wohl einen Hauch von Blüthenduft über die Mauern in die Stadt.

Im Süden jedoch hat man das Wasser nicht aus dem Graben verdrängen können. Da steht es auch heute noch, und Binsen und Algen gedeihen reichlich in der grünlichen Flut. Und wer sich im Frühling hinter die blühenden Schlehdornhecken am Rande versteckt, der sieht vielleicht ein scheues Wasserhuhn über die nasse Tiefe gleiten und im Schilf sein Nest bauen, und wenn es in den Sommer geht, führt es eine Schar niedlicher Jungen durch das hohe Ried des Ufers.

Die Gassen der Stadt sind eng und holperig, das ist seit altersher so gewesen. Aber die kleinen, unscheinbaren Häuschen, die einstmals recht schmuck und freundlich dreingehaut haben müssen, sind ihrer Eigenart nicht so treu geblieben, wie das stets winkelige Pflaster der Straßen. Sie sind grau und düster geworden, und manche haben sich, müde und altersschwach, leise über die Gasse geneigt.

Nicht immer jedoch erscheinen sie unfreundlich und traurig. Wenn an schönen Sommertagen die Sonne teilnahmsvoll auf sie herniederschaut und helle Kinderstimmen und frohes Lachen durch die Gassen tönen, oder auch, wenn in stillen Nächten der Mond sich in den kleinen Fenstercheiben spiegelt und sein Licht wie tröstend auf die altersgrauen Mauern legt, dann scheinen sie aus langem Schlafe wieder aufzuwachen, und wer dann aufmerksam vorbeigeht, den schauen sie wohl freundlich an und erzählen ihm alte Geschichten.

Wenn aber Sturm und Regen durch die Gassen ziehen und die dunklen Wolken wie geheht über sie dahinstieben und zur Nachtzeit der Wind an den Dachschindeln rüttelt und die Wetterfahne auf dem alten Judenturm heult und knirscht, dann sehen sie unendlich traurig aus und scheinen sich noch weiter über die Gassen zu neigen.

Noch vor etlichen Jahren saß mitunter an solchen Abenden ein alter Mann an dem Fenster der Lehrerwohnung, die hart am Judenturm liegt und schaute hinaus in die sturmbewegte Nacht. Und der Sturm, der draußen die Feuerranken am Judenturm riß und zerzte und die alte Wetterfahne heulen und knirschen machte, zitterte auch in den Ohren des Alten, der am Fenster vor sich hinsann, und er rührte seine Vergangenheit auf und wandte im Buche seines Lebens Blatt um Blatt zurück — — — Da wurde es plötzlich still um ihn her; er hörte nicht mehr den Esu rauschen und die Wetterfahne in ihrer Angel wimmern. In Gedanken begann er zu lesen, und zurückschauend in die Vergangenheit ging er wieder die Wege durch das Land seiner Jugend.

\* \* \*

Den ganzen Tag über hatte die Arbeit den jungen Lehrer an die Schwüle seines Studierzimmers gefesselt. Nun, da mit der Nacht ein kühler Luftzug vom Flusse her über die Mauern in die Stadt gezogen kam und die letzte Glut des heißen Sommertages aus den Winkeln der Gassen und Häuser vertrieb, hielt es ihn nicht länger in seiner einsamen Stube, und er trat hinaus auf den Schulhof, um den Weg zu dem Wirtshaus in der Rheingasse einzuschlagen. Hier hoffte er Gesellschaft zu finden.

Es war schon spät am Abend, und über der in Halbdunkel gehüllten Stadt lag es wie Totenstille. Nur hin und wieder drang von draußen über die Mauer herüber in der Richtung des Flusses ein verworrener Laut. Man hörte das verschollene Rauschen des Wassers wie aus weiter Ferne herüberziehen und schwächer und stärker werden mit dem Wehen des Windes. Und durch das kleine Tor an der Ecke der Rheingasse, wo der Fußpfad durch die Wiesen zur Fähre führte, flatterten leichte Schleier von den Nebelschwaden in die Gasse herein.

während die Wiesen vor der Mauer in ein graues, dunstiges Wolkenmeer gehüllt schienen.

Ein Weilchen stand Heinrich Jansen an die Mauer gelehnt und horchte hinaus auf die Stimmen der Nacht, die von draußen leise kamen und gingen, gleich den weißen Nebelgestalten, die wie stumme Geister durch das Thor in die Stadt geschritten kamen. Der dunkle Ruf des nächtlichen Rohrfängers scholl hie und da aus dem Ried des Flusses und ab und zu der heifere Schrei eines Fischreiters, der draußen in den hohen Silberpappeln nächtigte.

Da traf plötzlich ein anderer Laut des Lehrers Ohr, und er wandte sich um.

An der Ecke der Rheingasse lag die Apotheke. Das große alte Haus mit dem hohen spitzen Giebel war in Dunkel gehüllt, nur hinter einem Fenster im ersten Stock brannte noch Licht. Es mußte dort oben noch jemand sitzen, den, gleich dem unten Stehenden, die Sommernacht nicht zur Ruhe kommen ließ. Eine leise Hand rührte die Tasten eines Klaviers, und gleich darauf drang durch das halb geöffnete Fenster eine singende Mädchenstimme.

Der da unten horchte. Er kannte zwar das Lied nicht, das sie sang, aber die Stille der Nacht ließ ihm kein Wort entgehen:

„Nun sind im Garten ringsumher  
Mit ihrem Dufte süß und schwer  
Die Rosen aufgesprungen.

Was gestern noch im Schummer lag,  
Ist aufgewacht: die Knospen zag  
Und träumend meine Seele.

Mir ist: in meinem Herzen voll  
Ein Blühen nun beginnen soll  
Von einer schönen Blume.

Und eine scheue liebe Hand  
Die Knospe sucht wohl, die erstand  
In meinem jungen Herzen.“

Ein Weilchen regte sich nichts im Zimmer. Dann aber fiel ein Schatten aus dem erleuchteten Innern ins Freie, und eine Mädchengestalt erschien im Fensterrahmen. Sie stand da wie im Traume, und während ihre Augen wie verloren durch das Dunkel der Nacht gingen, schien es, als ob ihr Ohr den Klängen des Liedes nachlauschte, das soeben durch den Abend davongezogen war.

Heinrich Jansen stand unten in das Dunkel der Mauer gedrückt und schaute nach oben, und es wurde ihm wunderbar warm ums Herz, je

länger seine Augen auf der weißen Mädchengestalt ruhten. Sie war in ein helles Nachtgewand gehüllt, und darüber fiel das Haar in dichten Wellen. Jetzt, im Schatten der Nacht und über dem Weiß des Gewandes erschien es dunkel, aber der Lehrer wußte, daß es blond war und daß Lena Peters Augen, die jetzt durch die Sommernacht gingen, so blau waren wie der nächtliche Sternenhimmel, in denen sie sich nun verloren.

Da schien es plötzlich, als habe das Mädchen den unten Stehenden bemerkt. Es kam Leben in ihre Gestalt, und sie zog sich nach einem forschenden Blick auf die Gasse ins Zimmer zurück. Und gleich darauf erlosch oben das Licht, und das Fenster blieb in Dunkel gehüllt.

Mit einem Male hatte der Lehrer den Weg zum Wirtshaus, aus dessen hell erleuchteten Scheiben einige Schritte weiter das Licht auf die Gasse fiel, vergessen, und er ging den Weg zurück, den er gekommen.

Nun wußte er auch, was ihn heute, wie an viel Abenden vorher, mitunter noch so spät aus seiner Wohnung getrieben. Es war nicht das Wirtshaus gewesen und die Gesellschaft, die dort beisammen war, sondern es war Lena Peters. Jetzt fühlte er das, was er bisher nur unbestimmt geahnt.

Zum zweiten Mal war nun Lena Peters dem Herzen des jungen Lehrers nahe getreten. Wie er jetzt durch die Nacht seiner Wohnung zuschritt, erinnerte er sich des Tages, da ihm das Mädchen zum erstenmal begegnet war.

Im Frühling war das gewesen, als er nach der Stadt kam, um hier seine neue Lehrerstelle anzutreten. Auf dieser Reise nach seinem zukünftigen Aufenthaltsort wurde er mit Lena Peters bekannt. Sie waren damals die einzigen Fahrgäste, die den Postwagen aus der Kreisstadt nach dem Städtchen benutzten. Das junge Mädchen kam aus einer entfernten Stadt, wo sie die letzten Jahre bei einer Schwester ihres Vaters verbrachte, die anstelle der früh verstorbenen Mutter die Ausbildung der Nichte übernommen hatte. Nun kehrte sie wieder zu ihrem Vater zurück und der Zufall wollte es, daß sie auf diesem Wege mit dem Lehrer bekannt wurde.

Eine Unterhaltung hatte sich damals zwischen den jungen Leuten bald angesponnen. Lena Peters wußte viel zu erzählen von der alten Stadt und ihren Schönheiten und Reizen,

und Heinrich Jansen hörte der jungen Erzählerin mit viel Freude zu. Und wie ihn dabei ihre großen blauen Augen unbefangen anschauten, da sah er, oder er glaubte es wenigstens zu fühlen, daß die Liebe noch nicht durch ihr junges Leben gegangen sein könne.

Sie trennten sich damals, als sie in der Stadt angelangt waren, wie zwei alte Bekannte, und als sie dann zum Abschied ihre kleine warme Hand in die seine legte, da drückte sie mit einem freundlichen Lächeln die Hoffnung aus, ihn recht bald wiederzusehen, wenn er demnächst ihrem Vater einen Besuch abstatten werde.

Dieser Besuch in der Apotheke fand zwar einige Wochen später statt, aber seine Reisebegleiterin sah Heinrich Jansen bei dieser Gelegenheit nicht wieder. Sie war wohl abwesend, und der Vater, dessen kühle Höflichkeit auf den Besucher nichts weniger als anziehend wirkte, erwiderte weder den Besuch des Lehrers, noch ließ er später eine Einladung an ihn ergehen.

Sin und wieder war der junge Lehrer seitdem dem Mädchen wohl noch begegnet, aber es mußte dann bei einem freundlichen Gruß bleiben, und zu einem näheren Zusammentreffen fehlte die Gelegenheit.

Er brach sich jetzt, da er wieder zu Hause angelangt war, vergebens den Kopf, wie er sich wohl dem Mädchen nähern könne, denn er fühlte, daß seine Liebe zu Lena Peters, die an jenem Tage wie ein Samenkorn in sein Herz gefallen und gewachsen jedesmal, wenn er sie auch noch so flüchtig wiedergesehen, nun so stark und mächtig in ihm geworden war, daß sie nimmermehr erlöschen könne.

So saß er die halbe Nacht und sann und war glücklich und unglücklich zugleich. Glückselig, weil ihm das Schicksal sein Leben mit der Erscheinung dieses Mädchens bedacht, und unglücklich, da er keinen Weg finden konnte, der ihn zu ihr führe.

Draußen dufteten indes die Linden und sandten ihre Wohlgerüche voll und schwer durch das offene Fenster zu dem Wachenden hinauf. Und allmählich überkam ihn eine süße Ruhe, und er schlief ein, und im Traum sah er wieder Lena Peters und lauschte dem Liede, das sie am Abend gesungen.

Es war kein müßiges Leben, das Heinrich Jansen in der Folgezeit führte, und die Tage, die nun folgten, sahen ihn mit verdoppeltem

Eifer ringen und schaffen, denn nur auf diesem Wege, das war ihm klar, konnte er sich die Wege zum Besitz des geliebten Mädchens ebnen. Man hatte ihm früher, während seiner Studienzeit eine starke Veranlagung für Musik zuerkannt und ihm einen über das Mittelmaß hinausgehenden Erfolg in dieser Kunst vorausgesagt. So war es natürlich, daß die Liebe, die seinem Leben nunmehr einen neuen Inhalt gegeben, ihn drängte, sein Können zu versuchen und auszubilden. Und die Studien stiller Arbeit blieben nicht ohne Früchte.

Es ging mittlerweile schon spät in den Herbst. Die Linden auf dem Schulhofe hatten bereits vor Wochen ihre bunten Blätter dem Ansturm der Oktoberwinde opfern müssen, und durch die Gassen des Städtchens wallten nun in dichten Schwaden die grauen Nebel auf und ab.

Da schien es eines Tages, als ob der Apotheker sich auf den Besuch besonnen habe, denn er im Sommer schuldig geblieben war. Die Dämmerung eines Novemberabends war schon hereingebrochen, als er bei Heinrich Jansen eintrat, der für den Besuch in seiner Ueberraschung keine Erklärung wußte.

Aber sie wurde ihm bald, als der Besucher Platz genommen und ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte.

„Ich komme mit einem besonderen Anliegen,“ begann da der Apotheker. „Es ist mir gesagt worden, Sie seien ein tüchtiger Musiker, und einen solchen suche ich eben. Meine Tochter liebt nämlich die Musik, aber der Unterricht, den sie erhalten hat, war wohl nicht der beste. Ich suche nun einen Lehrer, der ihr hilft, das Veräumte nachzuholen. — Da dachte ich an Sie — — Wie wärs?“

Es war gut, daß in diesem Augenblick das Halbdunkel des sinkenden Abends im Zimmer lag und es dem scharfen Auge des Apothekers unmöglich machte, zu sehen, wie das Gesicht des Lehrers sich plötzlich vor Ueberraschung und Freude verjüngte.

Es lag ein leises Zittern in der Antwort des Gefragten, als er sich zu dem Antrage äußerte, der in seinem Innern einen Sturm von Freude und Ausregung hervorgerufen hatte.

„Wenn Sie niemanden wissen, der geeigneter wäre, dann will ich es gerne übernehmen.“

„So wäre ja die Angelegenheit geordnet,“ meinte der Apotheker. „Ich danke Ihnen!“

So wurde Lena Peters seine Schülerin. Am nächsten Tage begann der Unterricht, und von da ab kam Heinrich Jansen zweimal in der Woche in das alte Haus an der Rheingasse. Und es traf sich, daß er dann mit dem Mädchen in demselben Zimmer zusammensaß, wo sie an jenem Sommerabend das Lied gesungen, dem er unten auf der Gasse gelauscht hatte.

Aber er bezwang sich, wenn er neben seiner blonden Schülerin saß und ließ sein volles Herz schweigen, so schwer ihm das auch manchmal fiel. Er wollte sich zunächst eine Stellung schaffen, in deren Besitz er einst mit einem gewissen Stolz vor den Vater treten könne, um sich die Hand des Mädchens zu sichern.

Ihr Herz freilich wollte er sich schon früher erringen. Aber nicht mit Worten, die um ihre Liebe bettelten, denn das entsprach seinem Wesen nicht und wäre ihm als ein Mißbrauch der Pflicht erschienen, die er dem Vater gegenüber übernommen hatte. In den stillen Stunden des Zusammenseins, wo es ihm gegeben war, auf ihr Herz und Gemüt einen Einfluß zu gewinnen, würde sie, so hoffte er, allmählich die Seine werden.

So verging die Zeit in stillem Ringen und Mühen. Der Winter kam, und auf den Wiesen vor Lenas Fenster tummelten sich im Nebel die Möven; es wurde wieder Frühling, und anstelle der Möven jagten sich draußen die Schwalben. Und schließlich wurde es wieder Sommer. Nun war der Unterricht so weit fortgeschritten, daß das Mädchen weiterer Unterweisung und Anregung kaum mehr bedürfte, und mit dem Beginn der Schulferien sollten die Musikstunden aufhören.

In diese Zeit fiel Lenas achtzehnter Geburtstag, und es fand eine kleine Feier statt. Auch der Lehrer war mit einigen anderen Gästen am Nachmittag zum Kaffee geladen. Es waren Bekannte aus dem Städtchen: der Pfarrer und einige Freundinnen des Mädchens mit ihren Müttern. Aber noch einer war da, den Heinrich Jansen noch nicht näher kannte, wiewohl er ihm schon einigemal in Gesellschaft des Hausherrn in der Stadt begegnet war. Es war der Besitzer des Dedsteins, des größten Gutes in dieser Gegend, das eine Strecke flußaufwärts in der Nähe der Stadt gelegen war. Der saß nun neben Lena Peters.

Er mochte einige Jahre älter sein als der Lehrer, den es mit Befremden erfüllte, diesem Menschen gerade hier zu begegnen. Denn man

erzählte sich in der Stadt Geschichten von ihm, die ein seltsames Licht auf seine Lebensanschauungen und Gewohnheiten warfen. Und sein Befremden wuchs, als er in den brutalen Zügen des gegenüber sitzenden las und die Schmeicheleien hörte, die er dem Mädchen sagte.

Doch schien der Apotheker das Befremden des Lehrers keineswegs zu teilen, und ein leises Erschrecken überkam Heinrich Jansen, als er einmal einen seltsamen Blick des Einverständnisses auffing, den der Hausherr mit seinem Gaste wechselte. Da fühlte er, daß seiner Liebe Gefahr drohe. Zwar glaubte er ja, daß im Herzen des Mädchens schon seit langem eine tiefe Zuneigung zu ihm erwacht sei und daß es ihm nur ein Wort koste, das Geständnis der Liebe von ihr zu hören, aber nun fürchtete er auch, die rohe Gewalt des Vaters könne sie dem anderen in die Arme zwingen, bevor er ihr sein Herz geöffnet habe.

Da beruhigte es ihn ein wenig, als am Abend der vom Dedstein mit ihm und den anderen Gästen das Haus verließ. Nun war ja die Gefahr für den Augenblick vorüber. Und morgen würde er den Augenblick herbeiführen, der ihn der Liebe des Mädchens versichern sollte. —

Am Nachmittage des folgenden Tages kam Heinrich Jansen zum letzten Male in die Apotheke. Er wollte die einzige Stunde, die er nun noch mit dem Mädchen verleben durfte, nicht ohne eine Entscheidung vorbeigehen lassen. Zugleich kam er, um Abschied zu nehmen.

Die Abschiedsstimmung, die sich des Lehrers bemächtigt hatte, war auch über Lena Peters gekommen. Die Freude am Musizieren fehlte ihr heute, eine bleierne Müdigkeit schien ihre kleinen Hände gefesselt zu haben, und auf ihren sonst so blanken Augen lag es wie ein dunkler Schatten. Erst, als er ihr von seiner Zukunft sprach und von seinen siegesgewissen Hoffnungen zu ihrem Herzen redete wie ein guter Freund, da kam Leben in ihre Gestalt und Glanz in ihre Augen. Er erzählte ihr, was er bisher noch nie getan: von dem Ziel, auf das er zustrebe, von den Erfolgen, die er auf diesem Wege in stiller Arbeit bereits errungen und von der Zuversicht, mit der er der Zukunft entgegen schaue.

Sie sah da und schaute ihn mit leuchtenden Augen an, und eine liebliche Röte lag auf ihren Wangen.

Da mußte Heinrich Jansen, wie es in ihrem Herzen um ihn stand, und er erinnerte sich plötzlich wieder des Liedes, das sie an jenem Sommerabend vor einem Jahre gesungen hatte. Er griff nach den Noten auf dem Klavier und hatte es bald entdeckt. Und als er sie dann bat, ihm zu Liebe das Lied zum Abschied zu singen, da spielte ein leises Lächeln um ihren Mund, und er wußte nun, daß sie ihn erkannt hatte, als er damals drunten an der Mauer gestanden.

Und sie zögerte nicht, seinem Wunsche zu willfahren, und während er sie klopfenden Herzens auf dem Klavier begleitete, sang sie mit ihrer weichen Stimme das alte Lied. Und es kam dieses Mal wie ein tiefstinneres Erlebnis aus ihr heraus:

— „Mir ist: in meinem Herzen voll  
Ein Blühen auch beginnen soll  
Von einer schönen Blume.  
Und eine scheue, liebe Hand  
Die Knospe sucht wohl, die erstand  
In einem jungen Herzen.“ —

Das tiefe Rot war allmählich von den Wangen der jungen Sängerin gewichen und hatte einer leisen Blässe Platz gemacht, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, und ein verstohlenes Zucken ging um ihre Mundwinkel.\* Wie ein zarter Hauch klangen dann die letzten Worte leise an das Ohr des Lehrers.

Wie es nun gekommen — keiner wußte es — aber als der letzte Ton des Liedes leise in den dämmernden Abend verweht war, da geschah es, daß ihre Hände sich suchten und fanden und ihre Lippen sich in einem langen Kusse berührten —

So wurde in dieser Stunde Lena Peters die Braut des Lehrers. Und sie gelobten sich, nie mehr von einander zu lassen.

Am anderen Tage reiste Heinrich Jansen in die Ferien. Als er wiederkam, war der Sommer vorbei, die Schwalben waren fortgezogen, und wiederum hatte der Herbst die Linden auf dem Schulhose in seine glänzend bunten Farben gehüllt.

Und auch sonst hatte sich im Städtchen manches verändert. — Lena Peters war die Braut eines anderen geworden — — — Erst hielt der Lehrer diese Neuigkeit, von der das ganze Städtchen sprach, für ein bloßes Gerede, als er dann aber die Anzeige der Verlobung im Kreisblatt gedruckt sah, konnte er nicht

länger zweifeln, daß es grausame Wirklichkeit war, und daß der vom Oedstein an seine Stelle getreten sei.

Es folgte nun eine trostlose Zeit für Heinrich Jansen; Stunden, in denen er an allem verzweifelte.

Aber allmählich gewann in seinem verbitterten und zerrissenen Herzen das Bild des Mädchens seinen fleckenlosen Glanz zurück, und die Ueberzeugung kam ihm, daß nur brutale äußere Verhältnisse Lena Peters zu diesem Schritte gezwungen haben könnten. Und er suchte eine Begegnung mit ihr.

Nun ging er Tag für Tag den Fußpfad hinunter zum Flusse. Von ihrem Fenster aus mußte sie ihn dann sehen und seine Absicht, sie zu treffen, erraten. Mehrere Male ging er vergebens diesen Weg, aber als er wieder einmal durch die Dämmerung des Abends nach der Stadt zurückkehrte, war sie ihm entgegengekommen, und er sah aus einiger Entfernung, wie sie an einen der Weidenstämme neben dem Pfade gelehnt, ihn erwartete.

Der letzte Rest von Groll, den er in den letzten Wochen gegen sie gehegt, verschwand, als er nun bei ihr stand. Ihre sonst so trischen roten Wangen waren während der Zeit, da er sie nicht mehr gesehen, blaß und schmal geworden, und um die niedergeschlagenen Augen hatte das Leid dunkle Schatten gelegt. Sie stand ohne Bewegung da und sah erst zu ihm auf, als er ihre Hand ergriff und in der seinen hielt.

„Lena,“ sagte er nur. —

Da konnte sie beim Klange seiner Stimme ihr nur mühsam beherrschtes Leid nicht länger in ihrer Brust verschließen, und sie schluchzte laut auf. Er aber riß die Weinende an sich und suchte den Sturm in ihrem Herzen zu beschwichtigen. Und da er sie eine Weile in seinen Armen hielt und ihr mit sanften Worten zuredete, sich zu fassen und begütigend ihre blässen Wangen streichelte, da ließ endlich das Schluchzen nach, und die Tränen, die nun schon so manche Nacht in der letzten Zeit geflossen sein mochten, rannen spärlicher. Aber ihre Stimme klang so müde und tonlos, als sei alle Hoffnung in ihr erstorben.

„Es darf nicht sein — —“

Jetzt, da er sie in den Armen hielt, war alle Trostlosigkeit von ihm gewichen und ein starker Mut an die Stelle der Verzagttheit getreten.

„Laß es gut sein,“ versuchte er sie zu trösten und schloß sie, da sie sich ihm mit sanfter Gewalt zu entwinden suchte, noch fester in seine Arme. „Es ist niemand so stark, daß er uns trennen könnte. Kein Schicksal gibt es, das so mächtig wäre! Wohl kann ein brutales Geschick uns untergehen lassen, aber trennen kann uns nichts. — Kein Schicksal vermag das! Das können nur wir, wenn wir uns selbst und einander untreu werden.“

Er fühlte nun, daß sie das Geschehene als etwas Unabwendbares auffasse. — Und dann erzählte sie mit fliegendem Atem, wie alles gekommen.

Der vom Dedstein hatte wenige Tage nach des Lehrers Abreise um ihre Hand angehalten, und der Vater hatte, ohne sie um ihre Meinung zu fragen, zugesagt. Ihr selbst aber war in kurzen strengen Worten bedeutet worden, daß an dem Geschehenen nicht zu rütteln sei. Ueberrascht und empört hatte sie dann zunächst gefleht und angehalten, man möge sie schonen, und nicht einem Manne zu eigen geben, den sie nie werde lieben können.

Da hatte ihr der Vater verraten, was ihn gezwungen, dem Dedsteiner zu willens zu sein. Der habe von seinem Vater her eine bedeutende Forderung an ihn, die er kündigen werde, wenn die Werbung erfolglos verlaufe. Die Kündigung der Geldsumme brächte die Apotheke an den Ruin, und er stehe, wenn es mit den Gläubigern zum Bruch komme, vor dem Nicht. — Da hatte das Mädchen, um den Vater zu retten, eingewilligt, die Braut des Dedsteiners zu werden.

Lena Peters hatte ausgeredet, und sie waren inzwischen durch den Nebel der Wiesen der Stadt nahe gekommen. Nun stand das Mädchen plötzlich still und sah den Lehrer an, als wolle sie sagen, „Ist es nun nicht doch das Schicksal und nicht Schuld, was mich von dir trennt?“

Er las diese Frage in ihren Augen, aber er stimmte ihr nicht bei. „Nein, Lena! Nicht ein Schicksal über uns zwingt dich! Du hast dein Geschick, das sonst in deiner Gewalt ruht, in deines Vaters Hand gegeben. Aber du mußt es wieder zurücknehmen, denn ein solches Opfer, wie es jetzt von dir verlangt wird, kann niemand von dir fordern. Auch dein Vater nicht!“

„Nein, Heinrich,“ wehrte sie schluchzend ab, „es liegt nicht in meiner Macht, das Geschehene ungeschehen zu machen. Was uns

trennt, ist stärker als du und ich, und wir müssen uns darein ergeben. — Es darf nicht mehr sein.“

Und wie wenn sie die letzten Bedenken gegen den Entschluß, den sie in stiller Ergebung gefaßt, mit Aufbietung aller Kräfte unterdrücken wolle, entzog sie ihm ihre Hand und wandte sich, ihn zu verlassen.

„Lena!“ — Sie war schon etliche Schritte entfernt und drohte im nächsten Augenblick im wallenden Nebel zu verschwinden. Aber es lag so viel Schmerz und so viel Liebe in seiner Stimme, daß sie nochmals stehen blieb und sich umwandte. Und sie wehrte sich auch nicht, da er auf sie zugeschritten kam und sie stürmisch an sich zog. Aber dann riß sie sich plötzlich los und eilte von dannen. Er rief ihr noch einmal, aber sie blieb nicht wieder stehen; er sah nur noch, wie sie im Davongehen die Hand vor das Gesicht preßte, als wolle sie den Tränen Einhalt gebieten, und es war ihm, als dringe es wie verhalltes Schluchzen zu ihm zurück. — Aber nur wenige Augenblicke dauerte das, dann sah und hörte er nichts mehr von ihr, und eine Stimme in seinem Innern sagte ihm, nun ist sie für immer von dir gegangen. —

Der Winter zog dann ins Land, und Heinrich Jansen hatte inzwischen jede Hoffnung aufgeben müssen, Lena Peters jemals wieder zu gewinnen. Ein paar Mal hatte er ihr seitdem noch geschrieben und sie um eine Zusammenkunft gebeten, aber die Briefe, die sie ihm wieder schrieb, hatten ihn mit dem Unabwendbaren noch vertrauter werden lassen. Sie versicherte ihm, daß sie nur ihn ihr ganzes Leben lieben werde und hat ihn zugleich, es ihr zu vergeben, wenn sie dennoch nicht ihm gehören könne. Die ganze Trostlosigkeit ihres jungen Herzens klang aus diesen Zeilen, und er sah, daß die Verzweiflung sich ihrer bemächtigt habe.

Weihnachten kam inzwischen und ging vorbei, und es nahte schon die Fastenzeit. Man erzählte sich in der Stadt nun nur noch von Lenas Hochzeit, die in nächster Zeit stattfinden sollte. Da ging mit Heinrich Jansen eine Veränderung vor. Wenn er bisher nur Mitleid mit dem Mädchen gefühlt, das er liebte, so erfaßte ihn nunmehr ein leiser Groll gegen ihre Opferfreudigkeit für ihren Vater, und er schalt sie heimlich schwach und feige. Im letzten Brief hatte er sie gebeten, mit ihm zu fliehen und sonst wo in der Welt mit ihm glücklich zu sein, aber auch das hatte sie abgelehnt. Nun, da

sie ihm mittheilte, was man sich in der Stadt nun schon seit Tagen erzählte, und wo sie ihn zum letzten Male um Verzeihung bat für das, was sie zu tun im Begriffe stand, da legte er beim Gedanken an ihre Schwäche den Brief mit einem bitteren Lächeln zu den übrigen.

So kam der Tag der Hochzeit. Es war ein kalter, grauer Tag im Februar, und die Schatten der Nacht wollten an diesem Morgen nicht weichen. Die Trauung in der Kirche war auf eine frühe Morgenstunde festgesetzt, und wie bei jeder gottesdienstlichen Handlung sollte auch dieses Mal Heinrich Jansen mit seinem Orgelspiel das feierliche Ereignis verschönern.

Wie ein Traumwandelnder schritt der Lehrer durch die Morgendämmerung der Kirche zu, und es war ihm zu Mute wie einem, der zur Richtstätte geführt wird. Und als er dann im Dunkel der Kirche vor der Orgel saß, da kam ihm das, was er in der nächsten Stunde erleben sollte, als etwas Ungeheuerliches und Unfaßbares vor. Er konnte nicht begreifen, daß man so viel verlieren könne.

Er war noch froh und die Kirchenstühle standen noch leer, als er oben saß und sann und nach Fassung rang. Aber es fiel ihm nichts ein, womit er sich hätte trösten können.

Oben im Dachgebälk des Turmes waren die Dohlen in ihrem Nachtquartier aufgewacht. Sie zankten sich und krächzten, und ihr Geschrei, das in wüstem Mißklang an das Ohr des still Dastigenden schlug, kam ihm vor wie das Hohngelächter finsterner Gewalten.

Aber dann wurde es allmählich heller; die Dohlen flogen eine nach der anderen von dannen, und durch die buntgemalten Fenster kam allmählich das bunte Morgenlicht gezogen. Und nach einer Weile läuteten die Glocken, die Stühle füllten sich mit Andächtigen und Neugierigen, und dann nahte endlich der Brautzug. Da wachte Heinrich Jansen auf, und da er hinunterschaute und die in weiße duftige Schleier gehüllte Gestalt der Braut zwischen den anderen knien sah, schwindelte es ihm vor den Augen und er fühlte, daß es ihm Mühe kosten werde, seine Fassung zu behaupten.

Aber es gelang ihm. Zwar lag es ihm, als der Gottesdienst begann, wie Zentnergewichte in den Fingern, und grelle Mißakkorde mischten sich in sein Spiel. Dann jedoch klang es wie brausender Jubelsang durch den heiligen Raum. Er fühlte: Den Schmerz, der seine

Brust durchwühlte, konnte er nur mit Hohn und Gewalt unterdrücken.

Dann nahte der Augenblick, wo Lena Peters mit dem anderen zum Altar schritt, um das ewig bindende Wort zu sprechen. Ein tiefes Schweigen ging durch die ganze Kirche, als der alte Pfarrer die übliche Ansprache an das Brautpaar hielt und dann die entscheidende Frage stellte. Der Dedsteiner antwortete laut und deutlich, als aber Lena Peters mit müder Stimme ein kaum hörbares „ja“ lispelte, da klang es wie eine leise Todesklage.

Da war es mit Heinrich Jansens Fassung vorbei. Und wie er mit dem letzten Rest von Kraft mühsam den Schmerz seines verblutenden Herzens niederzutreten rang, da glitten seine Hände über die Orgelkasten und fanden die Töne des Liedes, das Lena Peters an jenem Sommerabend gesungen, und dann später, als sein Herz das ihre gefunden. — Und wieder wie damals klang jetzt, nur für zwei Herzen verständlich, die alte Weise:

„Nun sind im Garten ringsumher  
Mit ihrem Dufte süß und schwer  
Die Rosen ausgegangen.

Was gestern noch im Schlummer lag  
Ist aufgewacht: die Knospen sag  
Und träumend meine Seele —

Mir ist: in meinem Herzen voll  
Ein Blühen nun beginnen soll  
Von einer schönen Blume.

Und eine scheue, liebe Hand  
Die Knospe sucht wohl, die erstand  
In meinem jungen Herzen.“ — —

Als der Lehrer dann geendet und wieder hinunterschaute, da sah er, daß man sich dort um eine Ohnmächtige bemühte. Man hatte ihr den Schleier vom Gesicht gezogen und suchte das tothlassee Antlitz und die Gestalt, die wie leblos in den Arm einer Freundin hingegossen lag, wieder zum Leben zurückzurufen. Ein Weichen mühte man sich so, dann aber trug man Lena Peters aus der Kirche, und auch die Hochzeitsgesellschaft entfernte sich mit ernstern bestürzten Gesichtern.

Die Messe war inzwischen zu Ende, und auch Heinrich Jansen eilte, nach Hause zu kommen. Und als er fast besinnungslos in seinem Zimmer angelangt war, da ergriff er mit stobernden Händen das Briefchen, das am Abend vorher angekommen war. Es war von Lena, aber der Empfänger hatte es nicht geöffnet. Er war überzeugt gewesen, daß auch diese



Zeilen wieder nur die alte Bitte um Verzeihung enthielten, und er wollte sie erst dann lesen, wenn alles vorbei wäre. Nun las er mit wirren heißen Augen:

„Wir sind hingegangen worden. Mein Vater sprach nur deshalb von der Forderung, die der Dedsteiner an ihn habe, um mich ihm in die Arme zu zwingen. Ich soll dem Reichtum dieses Menschen, den ich hasse, geopfert werden.

Sei gegen Mitternacht vor unserem Hause! Ich bin nun bereit, mit Dir zu fliehen, wohin Du willst. Verlaß mich nicht und rette Deine Lena.“

Ein Taumel ergriff hier den Lesenden, die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen, und mit einem wehen Schrei brach er zusammen. — — —

Als er dann nach langen Wochen aus nem schweren Nervenfieber erwachte, hatte h auf sein verdüstertes Gemüt eine große Schwäche und Teilnahmslosigkeit gelegt. Und s war vielleicht gut so; denn es ließ ihn den sten und wohl auch den schwersten Schlag chältnismäßig leicht verwinden — — Lena sters war tot — —

Zwar war sie aus der Ohnmacht, die sie der Kirche befallen, wieder aufgewacht, und Dedsteiner hatte sie noch am selben Tage Herrin auf sein Gut geführt. Aber in den jenden Tagen hatte es sich wie ein dunkler jatten um den Geist der jungen Frau geert, und eines Abends hatte sie sich heimlich n Dedstein entfernt.

Einige Wochen später fand man sie ertrun- in einem der Altwassertümpel am Flusse. Und nun, da der Lehrer langsam wieder er Genesung zuschritt, wuchs schon das erste, e Gras des nahenden Frühlings auf dem ibe der Toten. —

In demselben Jahre wurde Heinrich Jansen Musiklehrer an das Seminar einer weit rnten Stadt berufen und verließ das Städt-

chen, wo er das Glück seiner Jugend gefunden und verloren hatte.

Manches Jahr war indes gekommen und wieder gegangen. Die Zeit hatte Heinrich Jansen vielen Erfolg gebracht, aber wenig wahre Freude. Denn die war begraben mit Lena Peters. — —

Aber nach vielen Jahren, die nur der Arbeit gewidmet waren, ergriff ihn das Verlangen, wieder dort zu sein, wo er so viel Glück und Unglück erlebt hatte, und an einem schönen Frühlingstage war er wieder wie damals vor langer Zeit, in die alte Stadt eingezogen. — Damals hatte Lena Peters ihm gegenübergeessen, und er war jung und glücklich gewesen. — Nun, da er wiederkam, war alles anders. Nur eines war jetzt wie ehemals: die Liebe, die, wenn sie wahr ist und groß, nie mehr sterben kann. — — —

\* \* \*

Der alte Mann am Fenster erwachte. — Sein ganzes Leben war an seinem Auge vorbeigezogen. Nun war er zu Ende. Er strich sich leise mit seiner feinen Hand über sein weißes Haar und schaute hinaus in den grauen Morgen. Der Sturm hatte aufgehört und es lag wie tiefer Gottesfriede über der noch schlafenden Stadt.

Auch in dem Herzen des Einsamen war es still und ruhig geworden, und in seinen Augen lag es wie stiller Glanz. Und da er jetzt noch einmal an Lena Peters dachte, da fühlte er, daß seine Liebe zu ihr nicht fruchtlos sein könne, und es zog wie eine süße Ahnung in sein Herz, daß er sie, die er einst be- sessen, dann aber verloren, deren Andenken er jedoch die ganze Zeit seines Lebens gehegt und gepflegt, einmal wiedersehen und nie mehr verlieren werde. Denn eine tiefere Stimme sagte ihm, daß seine Liebe irgendwo ihre Erfüllung finden müsse. —

Und hoch über dem einsamen Träumer rüsteten sich die Sterne zum Schlafengehen. —

## Die Waldmühle

Erzählung von Paula Wassermann.

Tief im Walde unter alten Buchen und i versteckt liegt verträumt die Waldmühle. ist verwittert, das Moos grünt am alten des Schindeldaches und längs dem Mühlwuchert das blühende Holundergesträuch. as Rauschen des Wassers hinein klingt

das Jubeln der Drosseln und Schwarz- blättchen.

Das Mühlrad geht nicht mehr, moosum- spinnen lehnt es in der Ecke, es steht still, seit der alte Waldmüller draußen auf dem Kirchhof liegt.